



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Lebensbilder deutscher Jesuiten in auswärtigen Missionen**

**Platzweg, Carl**

**Paderborn, 1882**

P. Moritz Thoman, S. J.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-27556**

## P. Moriz Thoman S. J.

aus

Leutkirch in Württemberg.

(1722 † nach 1777. — Missionär in Ostindien.)

Die Eltern des P. Moriz waren Protestanten und wohnten in der schwäbischen Stadt Leutkirch. Gott der Herr nahm die Binde von ihren Augen und ließ das Licht des wahren Glaubens ihnen leuchten. Sie verkauften ihr kleines Eigenthum in dem überwiegend protestantischen Leutkirch, zogen über die österreichische Grenze nach dem Flecken Langenargen und legten daselbst den 19. April 1722 bei den Kapuzinern das katholische Glaubensbekenntniß ab. Merkwürdig, daß an diesem herrlichen Familienfeste Moriz, der spätere Missionär, das Licht der Welt erblickte! Er wurde also von römisch-katholischen Eltern geboren und hat sich für diese große Gnade dadurch dankbar bewiesen, daß er das Licht des wahren Glaubens unter die Heiden zu tragen suchte. Der Vater zog mit seiner Familie nach Feldkirch, wo die Mutter starb und der Vater dann später zur zweiten Ehe schritt. Moriz wurde auf das Gymnasium nach Innsbruck geschickt. Hier mußte er sich, von verschiedenen Wohlthätern unterstützt, kümmerlich durchhelfen, da seine Familie die Studienkosten nicht bestreiten konnte. Indessen die göttliche Vorsehung sorgte für den braven Knaben; er vollendete das Gymnasium und zog nach Bozen, um Philosophie zu studiren. Es gelang ihm, durch Privatunterricht sich auch durch diesen Coursus hindurchzuwinden. Sein Vater war unterdessen gestorben, er selbst war jetzt einundzwanzig Jahre alt; welches Fach sollte er ergreifen? Nach einigem Schwanken wandte er sich der Medizin zu und ging wieder

nach Innsbruck, um die medizinischen Vorlesungen an der dortigen Universität zu hören. Nach dreijährigem Studium wünschte er zum Doktor der Medizin promovirt zu werden, aber es fehlte ihm an Geld. Deßhalb ging er als Pilger gekleidet nach Rom und praktizirte unter Anleitung des berühmten Direktor Dr. Camillo de Camillis im Spital vom heiligen Geiste.

Damals befand sich in Rom P. Archangelus d'Origni aus der goanischen Provinz, der taugliche Männer als Missionäre nach Indien schicken wollte. Der junge Thoman hatte schon früh den Ernst des Lebens kennen gelernt und sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, das kurze, hinfällige Leben Gott zum Opfer zu bringen. Darum ist es nicht zu verwundern, daß er sich dem P. d'Origni vorstellte und ihm den Wunsch ausdrückte, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. P. d'Origni nahm ihn freundlich auf und schickte ihn zum P. General Franz Key, einem Prager, der ihm die Aufnahme gewährte. Auch P. d'Origni wünschte, wie der Candidat selber, daß er in der Arzneiwissenschaft promovirte und schickte ihn auf Kosten der Gesellschaft Jesu nach der Universitätsstadt Macerta in Umbrien, wo er am 2. Dezember 1750 nach wohl bestandener Prüfung zum Doktor der Philosophie und der Medizin befördert wurde. Mit freudigem Herzen kehrte er nach Rom zurück und wurde am 13. Dezember 1750 in das Noviziat di Sant' Andrea aufgenommen, wo auch einst der heilige Morysius und Stanislaus ihre Probejahre bestanden. Es waren die glücklichsten Monate seines Lebens. Das Italienische sprach er so richtig und so rein, daß er im Noviziate und im Professhause öfters vorlesen mußte. Zwei Pilgerreisen, wie sie im Noviziate gehalten zu werden pflegen, wurden sein Antheil, die eine nach Assisi, die andere nach Monte Cassino. Das Glück des Noviziates dauerte nicht lange. Nach einundzwanzig Monaten wurde er mit drei andern Jesuiten nach Indien geschickt. Nach einem herzlichen Abschiede vom Noviziate und nachdem die Erwählten vom P. General Ignaz Bisconti den Segen erhalten hatten, erfolgte die Abreise von Rom. In Florenz stießen noch vier andere Novizen zu ihnen, darunter zwei deutsche: Franz Wendel aus Würzburg

und Franz Mock aus Wien. In Genua war der Sammelpunkt; den 17. Oktober 1752 bestiegen siebenzehn Jesuiten das eigens gemiethete kleine Schiff und unter Trompetenschall ging es hinaus in die blaue Meeresfluth. Gleich in der ersten Nacht ereilte sie der Sturm. Das Brausen des Windes und das Toben der Wellen ward immer heftiger, jeder Augenblick konnte sie in die Tiefe des Meeres hinabschleudern. Bei anbrechender Morgenröthe stillte sich zwar ein wenig die erzürnte Windesbraut, aber die Wellen gingen hoch, trieben das Schiff den Wolken entgegen, und dann wieder in den Abgrund. Wie eine Nußschaale wurde das Schiff hin und hergeworfen, doch setzte es seinen richtigen Lauf fort und landete in kurzer Zeit in Gibraltar. In zwölf Tagen waren die Reisenden von Genua nach Lissabon gekommen. Die große, äußere Strenge, die dort in den Jesuitenhäusern herrschte, sagte dem deutschen Charakter zwar nicht zu, aber Gott half auch über diese Schwierigkeit hinweg. Den 14. Dezember 1752 legte Moriz Thoman die ersten Gelübde ab und erhielt bald darauf die vier kleineren Weihen. Endlich rückte die Zeit heran, wo die jungen Missionäre Europa verlassen und nach dem Heidenlande abreisen sollten. Den 25. März 1753 bestiegen sie das Schiff. Eine heilige Begeisterung herrschte in der kleinen Helden-schaar. A Dio Europa! Nimmer sehen wir dich wieder! Wer konnte es wissen? Die Seekrankheit ist etwas so Gewöhnliches, daß man nicht davon spricht. Nur Moriz blieb verschont. Den 28. Juni 1753 landete man auf der Insel Mosambique. Der Rektor des Jesuitencollegiums schickte alsbald kleine Fahrzeuge, um die siebenzehn Jesuiten in das Haus zu führen. Dort wurden sie gut aufgenommen und hatten Zeit, einige Wochen auszuruhen. Den 19. August wurde wieder das Schiff bestiegen, und den 21. September landete man zu Goa in Indien. Die Ankömmlinge fuhren durch den Kanal in die Stadt und lenkten ihre Schritte in das Colleg zum heiligen Paulus. Vor der Thüre des Heiligthums erwarteten die goanischen Mitbrüder die Europäer; sie waren in zwei Reihen aufgestellt, begleiteten sie in die Kirche, um Gott den schuldigen Dank abzustatten; dann ging man in das Colleg. Die Freude war unbeschreiblich. Es war ein

Fragen und Antworten, ein Austausch von Ideen, ein herzliches Zusammentreffen. Vierzehn Tage durften die Neuangekommenen der Erholung widmen, dann erhielt Jeder seine Bestimmung. P. Thoman begann das Studium der Dogmatik. Das atqui und ergo fiel ihm anfangs schwer; bald bekam er ein heftiges Fieber; aber Gott rief ihn noch eben von dem Grabe zurück. Im September 1755 empfing er die heilige Priesterweihe und am heiligen Rosenkranzsfeste las er über dem Grabe des heiligen Franziskus Xaverius die erste heilige Messe. Nachdem das theologische Studium und das dritte Probejahr glücklich überstanden waren, erhielt er eine Stellung in der Seelsorge in der Stadt Goa. Nicht lange bekleidete er dieses Amt, denn bald erging der Ruf an ihn, sich in die Kaffern-Mission nach Afrika zu begeben. Dort sind Menschen von barbarischen und wilden Sitten. Das Klima ist ungesund; die Hitze unerträglich; die Fieber raffen Unzählige hin. Das giftige Ungeziefer und die reißenden, wilden Thiere vermehren die Lebensgefahren. Mit allem ausgerüstet, nur nicht mit einer guten Gesundheit, reiste er im Februar 1757 zu Schiffe in diese Mission ab. Er passirte die Strecke, wo gerade ein Jahr vorher der Jesuitenpater Strada seinen Tod gefunden hatte. Die Sache verhielt sich also: Einige Personen gaben durch ihr unpassendes Benehmen auf dem Schiffe großes Aergerniß. P. Strada machte ihnen deßhalb ernstliche Vorwürfe. Die verkommenen Menschen aber nahmen seine Worte nicht zu Herzen, sondern ermordeten ihn noch in derselben Nacht in seinem hölzernen Verschlage. Aus Furcht, ihr Verbrechen möchte an den Tag kommen, legten sie Feuer an ein Pulversaf und das ganze Schiff flog in die Luft. Nur ein mohammedanischer Matrose rettete sich durch Schwimmen und hinterbrachte die Nachricht dem Vicekönige von Goa. Den 8. März war P. Thoman in Mosambique; er ging in das Jesuitencolleg und wurde freundlich aufgenommen. Durch gute Pflege erholte er sich von dem Fieber, welches sich abermals eingestellt hatte. Den 24. April ging er wieder zu Schiffe, um in seine Mission an den Flüssen von Senna zu gelangen, welche einen Landstrich am Flusse Zambesi umfassen. Der Kaiser von Monomotapa hat

diese Gegend den Portugiesen gegen einen jährlichen Tribut überlassen. Nach zwölf Tagen gelangte man vor die Festung Tangelane. Der Missionär des nächsten Dorfes Quillemaze, ein Freund von Goa her, kam gleich auf das Schiff. Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen fuhr P. Thoman auf einem Schiffelein mit zwölf Rudern gegen den Strom des Flusses Zambesi nach Senna. Hier residirt ein portugiesischer Gouverneur und ein Generalvikar. Die Festung ist aus Ziegeln gebaut zum Schutze gegen die Kaffern und Mohren. Krank und elend war er hier ein ganzes Jahr in der Seelsorge thätig. Mit dem Fieber behaftet, bestieg er oft als Fastenprediger die Kanzel. Endlich wurde der kränkliche Mann im Mai 1759 nach Tete, dem letzten portugiesischen Dorfe, wo eine gesunde Luft herrschte, abgeschickt. Hier arbeitete er mit Erfolg am Heile der Seelen unter den Mohren. Als der Ort, der längere Zeit ohne Seelsorger gewesen war, sich wieder in gutem Zustande befand, wurde er nach dem Dorfe Marangue versetzt, um dort in derselben Weise die Gemeinde zu pflegen und zu heben. Viele Mohren hatten sich nach allen Richtungen hin zerstreut, er sammelte die Familien wieder in dem Dorfe, unterrichtete die Jugend und war mitten in einer segensreichen Thätigkeit — da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Ereigniß, das seine kühnste Phantasie sich nicht vorgestellt hätte. Mit seinen Gehülfen war er nach Tete gereist, um bei einer Feierlichkeit Aushülfe in der Seelsorge zu leisten. Am 9. September 1759, als die drei Jesuiten von einem einfachen Mittagsmahl, aufgestanden waren, erschien der Kommandant mit zahlreicher Begleitung. Nichts Schlimmes ahnend, führte man die Herren in ein Zimmer. Nach kurzer Begrüßung erklärte der Kommandant mit Thränen in den Augen, daß er den strengsten Befehl des Königs von Portugal habe, alle drei Jesuiten als Staatsgefangene zu ergreifen und in einen Kerker der Festung abzuführen. So streng war der Befehl, daß die Patres nicht einmal auf ihr Zimmer gehen durften, um ihr Brevier mitzunehmen. So wie sie da standen, mußten sie augenblicklich mit auf die Festung. Ein finsterner, unreiner Kerker, der voll von Ungeziefer war, nahm sie auf

und bewaffnete Soldaten hielten Tag und Nacht bei ihnen Wache. Sie zerbrachen sich den Kopf mit Nachdenken darüber, was sie denn gethan, welches Verbrechen sie denn begangen hätten. Sie fragten wiederholt nach der Ursache einer solchen strengen Strafe und erhielten endlich die Antwort, sie seien zwar unschuldig, aber ihre Mitbrüder in Portugal hätten dem Könige nach dem Leben getrachtet und viele andere Verbrechen begangen, deßhalb müßten sie mit leiden. Diese Nachricht traf die drei wie ein Donnerschlag; sie waren überzeugt von der Unschuld der Ihrigen, sie sahen sich von der Höhe ihres Ansehens in die Tiefe des Elendes gestürzt; sie konnten nur sagen: Herr, dein Wille geschehe! Bald darauf erhielten sie die Erlaubniß, Besuche anzunehmen. Es kamen auch die Kaffern und die Mohren; es waren robuste Männer und tapfere Leute. Sie wären für ihre Priester durch's Feuer gegangen, so sehr hing ihr Herz an ihnen. Die Patres hatten die größte Mühe, sie zu beruhigen und zu beschwichtigen, damit es nicht zu blutigen Austritten kam. Denn diese Schwarzen greifen nicht zum Spaß nach ihren Bogen und Keulen; Aufruhr und Krieg erinnern sie an ihre ehemalige Wildheit und lassen das Feuer der Leidenschaften, das eine Zeit lang schlummerte, wieder auflodern. Die Portugiesen in jenen Gegenden mit ihren wenigen Soldaten mitten unter den Wilden wären verloren gewesen, wenn die Jesuiten gewollt hätten. Aber diese duldeten und gehorchten und ermahnten ihre Gemeinden zur Ruhe. Nach acht Tagen wurden die Gefangenen durch die Soldatenwache von Tete nach Senna gebracht. Der dortige Gouverneur war sehr streng; kein Mensch durfte die Unglücklichen besuchen. Einige Tage nachher wurden sie wieder weiter nach Quillemane abgeführt. Hier war der Kommandant menschlicher und hatte mehr Vertrauen. Er ließ sie ruhig in das dortige Jesuitencolleg gehen und nur zum Scheine bewachen. Daß sie nicht entfliehen würden, davon war er überzeugt. Drei andere Gefangenen waren schon angekommen. Am Feste Aller Heiligen durfte Einer die heilige Messe lesen und den Andern die heilige Communion reichen. Dies war das erste mal während der Gefangenschaft. Am

Allerseelentage fuhren die Gefangenen weiter. Das Reiseziel für die Bekenner Christi war Goa. In Mosambique ließ der Gouverneur die sechs Jesuiten alsbald in den Kerker werfen. Die große Hitze und der Gestank des Kerkers, so wie der Mangel am nothwendigen Schlaf hatten zur Folge, daß viere erkrankten, darunter P. Moriz. Außer einem ungeschickten Wundarzte wurde kein anderer Arzt zugelassen.

Im Jahre 1760 brachte ein englisches Schiff die Nachricht nach Goa, daß der König von Portugal und sein Minister Carvalho gestorben seien. Der Vizekönig, Graf von Ega, schien zu glauben, dieser Todesfall würde das Schicksal der Jesuiten ändern, denn er ließ alsbald einige Erleichterungen eintreten, indem er den Gefangenen ein großes Zimmer und ein Nebenzimmer der Kanzlei als Wohnung anwies und ihnen erlaubte, innerhalb der Festung spazieren zu gehen. Diese Erleichterungen wirkten wohlthätig auf den Gesundheitszustand. Alle erholten sich sichtlich, wozu die Hoffnung baldiger Befreiung nicht wenig beitrug. Es sollte leider anders kommen! Denn am 30. Juli brachte ein Schiff den Befehl, alle Jesuiten von Asien und Afrika, deren man habhaft werden könne, als Staatsgefangene nach Portugal einzuliefern. Der Befehl wurde ausgeführt. Mit militärischer Bedeckung und unter aufgepflanzten Bajonetten wurden die Gefangenen auf das Schiff gebracht und erhielten die Hälfte der Kammer. Die Fenster waren vernagelt, die Thüren versperret und die Schildwache stand davor. Doch auch im Elend schickt Gott den Jesuiten treue Freunde. Ein solcher Freund in der Noth war der Kapitän. Er ließ sogleich die vernagelten Fenster öffnen, damit für frische Luft gesorgt sei. Er erlaubte sogar das Lesen der heiligen Messe in der Gegenwart eines braven Offiziers, welcher den Meßdiener abgab. Auch in Bezug auf Essen und Trinken sorgte er großmüthig für die Jesuiten. Der liebe Gott wird es ihm vergolten haben. In Goa erfuhren die Gefangenen, daß vom Tode des Königs und des Ministers keine Rede sei. Alles war Erdichtung! Das Jesuitencollegium in Goa ward in ein Gefängniß umgewandelt. Der ganze dritte Stock war vollgepfropft von Jesuiten. Die sieben aus dem Raffenlande



mußten auf den Gängen untergebracht werden. Die Zahl belief sich jetzt auf hundertunddreißig. Im zweiten Stocke durften einige Franziskaner geistliche Funktionen verrichten. Hier wohnten auch Offiziere und Beamte. Im ersten Stocke war die Militairwache. Rings um das Haus hatte man einen Gorden von heidnischen Asiaten gezogen, die im Solde standen. Ihr beständiges Rufen: Wachet gut! raubte den Gefangenen den nothwendigen Schlaf. Oft warfen daher die Patres ihnen ein Geldstück durch's Fenster hinunter, damit sie nicht so laut schreien und den Armen etwas Schlaf vergönnt würde. Fast täglich mußten die Gefangenen vor dem Minister erscheinen, so sehr fürchtete man, Jemand möchte desertiren. Keiner durfte reden, Keiner schreiben: Alles war verdächtig. Wenn ein Jesuit starb, so mußte der Arzt und der Minister untersuchen, ob es nicht Verstellung sei! Aeltere, gutmüthige Jesuiten schmeichelten sich mit der Hoffnung baldiger Erlösung. Es gibt immer Menschen, die zu rosig in die Zukunft schauen. Man hat die Vorgesetzten, vor der Abreise noch am Grabe des hl. Franziskus Xaverius beten zu dürfen. Das schien aber staatsgefährlich zu sein; denn es wurde rundweg abgeschlagen. Jeder packte in einen Koffer seine wenigen Sachen ein. Aber alles wurde auf das Strengste vom Minister und einem Offizier durchsucht und controlirt. Endlich schlug die Abschiedsstunde. Es wurden hundertundsiebentwanzig — denn drei waren unterdessen gestorben — mit Sack und Pack in die große Schiffskammer wie Häringe durcheinander geworfen. Es war herzerreißend! Selbst der Kapitän erklärte: „So könne er die Leute nicht lebendig nach Portugal bringen!“ Auch in Amerika zu landen, frische Lebensmittel zu nehmen und auszuruhen, wie es Sitte war, wurde dem Kapitän strengstens verboten. Zwei Tage und zwei Nächte konnten die Eingepferchten nicht schlafen, denn es war kein Raum vorhanden. Man konnte nur stehen. Später wurde das Gepäck in den zweiten und dritten Stock getragen und jeder bekam oder suchte sich ein kleines Plätzchen. P. Moriz Thoman kam unter eine Kanone, aber seine Glieder konnte er nicht ausdehnen. Alte, ergraute Männer saßen auf einer Truhe, oder auf einer Kanone, oder lagen und

krochen auf dem Boden herum. Die Kranken waren am meisten zu bedauern. Wegen der großen Hitze und Feuchtigkeit verdarben die Lebensmittel. Im Zwiebad waren vier Arten von Würmern. Das Wasser war gelb und stinkend. Man mußte es durch ein Tuch seihen und dennoch war es ekelhaft. Das Ungeziefer nahm Ueberhand. Viele erkrankten am Scorbut. Am Vorgebirge der guten Hoffnung war die Hitze fürchterlich. Die Lebensmittel versaulten immer mehr. Und immer mehr Todte wurden in's Meer geworfen. Dreiundzwanzig Jesuiten starben auf der Reise. Sie waren glücklicher, wie die Lebenden. Erst auf der Höhe des Meeres durfte der Kapitän einen versiegelten Brief des Vicekönigs öffnen. Darin stand: „Jeder Jesuit sei mit allem, was er habe, streng zu visitiren!“ Vor einem Sergeanten und einem Schreiber begann die amtliche Visitation. Gleich der Erste mußte sich auf den Boden setzen. Man zog ihm Schuhe und Strümpfe aus und kam dann zu den Beinkleidern. Der Pater fing an zu schreien, der Kapitän eilt herbei und überzeugt sich von der unwürdigen Behandlung. Da erklärt der Kapitän den königlichen Befehl dahin, daß nur Taschen und Säcke zu durchsuchen seien, um zu sehen, ob Geld darin verborgen sei, daß man aber weiterhin die Priester nicht belästigen solle. So wurde Jeder visitirt. Bei Einigen wurde etwas gefunden. P. Moriz war in großer Verlegenheit. Der P. Provinzial hatte ihm nach dem Tode zweier Patres auf dem Schiffe Goldsand eingehändigt, worüber er dem P. General in Rom Rechenschaft geben sollte. Einen Theil versteckte P. Moriz im Bettpolster, den andern Theil im Kasten der Kanone. Es gelang ihm, den Goldsand zu retten, womit er später die Noth seiner Mitbrüder im Gefängnisse in Portugal erleichterte. Noch größer war sein Glück. Er hatte auch eine sehr feine, goldene Kette, ein Geschenk der Kaffern; die Kette hatte er mit Tuch überzogen und dann die Schnur um den Leib gewunden. Endlich besaß er ein schönes Reliquienkästchen, aus Filigranarbeit. Beide Gegenstände entgingen den Blicken der Häscher und wurden gerettet. Unterdessen stieg das Elend auf's Höchste. Die Meisten mußten mit den heiligen Sterbesakramenten versehen werden. Einer starb noch im Ange-

sichte von Portugal. Der einzige Trost war, daß täglich zwei heilige Messen gelesen werden durften. Nach fünfmonatlichen Leiden warf man im Hafen von Lissabon den 20. Mai 1761 die Anker. Das eine Glend war vorbei, das andere kam heran. Ach! Das seitherige Leiden war nur ein Schatten gegenüber demjenigen, das jetzt seinen Anfang nahm! Das unschuldige Jesuitenkleid mußte in finstern, feuchten und abscheulichen Kerkern verfaulen! Das war das Loos der Unschuldigen! Ein Minister kam, um die mehr Schuldigen von den weniger Schuldigen abzusondern. P. Moriz Thoman gehörte zu den erstern, denn er war nicht nur Jesuit, sondern auch ein Missionär unter den Kaffern und — ein Ausländer — ein Deutscher. Es fanden sich vierundzwanzig Schwerebeschuldigte vor. Sie wurden von Bewaffneten in die, drei Stunden von Lissabon entfernte Festung Sct. Julian abgeführt, welche mit hundertundzehn Kanonen versehen war und als der Schlüssel von Lissabon galt. Die zweite Klasse, meist aus alten und kranken Priestern bestehend, wurde in das Schloß des unglücklichen Herzogs von Aveiro, Azeitam genannt, gebracht, das man schon im Voraus in ein Gefängniß verwandelt hatte. In der dritten Klasse waren die Jüngeren, welche kein besonderes Amt in der Gesellschaft bekleideten. Diese wurden auf dem Schiffe zurückgehalten und in die Verbannung nach Italien geschickt. Die vierundzwanzig, zu denen P. Moriz gehörte, kamen um vier Uhr Nachmittags auf der Festung an, ohne etwas genossen zu haben. Am Ufer des Flusses warteten schon die bewaffneten Soldaten, nahmen sie in die Mitte und führten sie mit Laternen in die unterirdischen, finsternen Kerker, die leider ganz neu gebaut, und darum sehr feucht waren. Keine Bank, kein Stuhl noch Tisch war in denselben anzutreffen. In den feuchten Löchern besiel den P. Thoman bald eine Engbrüstigkeit, womit er vierzehn Jahre zu kämpfen hatte. Wer solches Leiden vorausgewußt hätte, dem würde ein Schauer durch Mark und Bein gegangen sein. Sechzehn Jahre sollten die Unschuldigen in diesem Kerker schmachten! Sie saßen da ohne Tageslicht und ohne Luft. Nur in der Höhe der Wand war eine kleine Oeffnung als Fenster angebracht. Die Thüren hatten

zwei Schlösser und einen eisernen Riegel. Bei der beständigen Feuchtigkeit fing alles an zu faulen. Der Kommandant sagte öfters: „Alles verfault in diesen Kerker, nur die gefangenen Jesuiten wollen nicht verfaulen.“ Er wünschte es auch sicherlich nicht, denn er hatte vielen Nutzen von ihnen, konnte seine Schulden bezahlen und großen Aufwand machen. Der König ließ nämlich für Jeden täglich fünfzehn Silbergroschen bezahlen; aber das Geld kam leider nicht in die Hände der Gefangenen. Auf Befehl des Kommandanten gaben die Handwerker der Festung die Kost. Man strich das Geld ein, gab wenig dafür und machte gute Geschäfte. Fleischbrühe, oder mit dem rechten Namen genannt: warmes, gesalzenes Wasser, worin Brod aufgedämpft war, gesalzenes Rindfleisch, das beim Anblick schon Ekel erregte, stinkende Fische, Wein wie Essig, das war ihre Nahrung. Hülfe war nirgends zu finden. Das Geld wurde dem Kommandanten eingehändigt, der mit den Kostgebern im besten Einvernehmen lebte. Klagen nahm der Herr gar nicht an. Jeder konnte ungestraft mit den Gefangenen verfahren, wie er wollte. Mit Auswärtigen durften sie nicht reden. Einen Brief zu schreiben, würde den Kopf gekostet haben. Die Kerkermeister waren Militairs und zwar Offiziere. In den ersten Jahren war ihr Verfahren und ihr Auftreten unmenschlich. Man suchte sie zu besänftigen, drückte ihnen Vieles in die Hände, alles war vergebens. Man zitterte, wenn die festen Gitter vor dem Eingange oder die großen Schlüssel in den Thüren sich drehten und die Kerkermeister eintraten. Das Unangenehmste für die Priester war, daß sie keine heilige Messe lesen durften. Nicht einmal die heilige Osterkommunion war gestattet. Die Gefangenen erhielten die höhnische Antwort, sie hätten schon ihre Schuldigkeit gethan, indem sie die heilige Kommunion begehrt hätten. Im Uebrigen sollten sie sich darauf keine Hoffnung machen! Den vielen Bemühungen des P. Moriz, welche durch den Goldsand kräftigst unterstützt wurden, gelang es endlich, in aller Stille die heilige Messe im Kerker zuweilen lesen zu können. P. Moriz war der erste, welcher im Kerker das heilige Opfer darbrachte. Uebrigens suchte sich Jeder, so gut es ging, die schreckliche Langeweile zu ver-

treiben. Es war traurig, den ganzen Kreis der Männer zu überschauen. Da saßen diese Priester, und flickten an ihren zerissenen, halbverfaulten Kleidern. Einige zupften Wolle, um Matrazen zu machen, oder auszubessern. Andere spannen Baumwolle, und strickten Strümpfe und Handschuhe. Einige lernten fremde Sprachen. Jeder hatte seine Beschäftigung. Manchen nützten aber diese äußern Beschäftigungen wenig. Sie verfielen in tiefe Melancholie, wurden unempfänglich für Tröstungen und schleppten sich, körperlich und geistig leidend so hin, bis der Tod sie erlöste. Drei wurden ganz irrsinnig, lärmten und tobten Tag und Nacht und machten den Andern viele Mühe und Beschwerde.

Am 11. Juli 1767 wurden neununddreißig Gefangene entlassen und nach Italien geschickt. Die Ursache, warum Pombal dies that, war nicht einzusehen. Einige meinten, er habe die Kosten vermindern, Andere, er habe dem Papste Clemens XIII. aus Bosheit noch mehr Jesuiten zum Unterhalte schicken wollen.

Zu den Kranken kam nie ein Arzt, sondern nur ein unerfahrener Wundarzt, der fast alle Krankheiten mit Wasser kuriren wollte. Er verordnete Fußbäder, Thee, laues Wasser mit etwas Zucker. Später nach vielen Jahren hörte man von ihm, daß er die Kranken auf diese Art hätte behandeln müssen, weil der Kommandant keine Cur erlaubt hätte, die etwas theurer gewesen wäre.

Die Tagesordnung, welche P. Thoman mit seinen Genossen zehn Jahre lang pünktlich beobachtete, war folgende: Um fünf Uhr standen sie des Morgens auf. Dann verrichteten sie das Morgengebet und beteten das Brevier, tranken alsdann den Kaffee und hielten ihre Betrachtungsstunde. Nach der Betrachtung ging Jeder an seine Arbeit. Es war meistens Schneiderarbeit. Um zehn Uhr nahmen sie verschiedene Andachtsübungen vor, die bis gegen elf Uhr dauerten. Dann kam das Mittagessen. Nach demselben besuchte man die übrigen Gefangenen, wenn aus Gnade die Thüre offen gelassen wurde. Dann beteten sie die Vesper und Complet, etwas später Matutin und Laudes für den folgenden Tag. Darauf lasen sie einige Kapitel aus einem geistlichen Buche und aus der heiligen Schrift, arbeiteten bis halb acht

Uhr und beteten bis acht Uhr; um acht Uhr war Abendessen; man unterhielt sich eine kurze Zeit, erforschte das Gewissen und legte sich zur Ruhe. Die Gefangenen hatten viel gelitten aber das Schrecklichste für sie kam noch. Man höre!

Den 9. September 1773 erschien der Kommandant mit einem Schreiber und einem Auditor in der Festung. Alle Kerker wurden geöffnet und alle Jesuiten in einen großen Gang zusammenberufen. Als königlicher Commissar gab der Auditor dem Schreiber das Breve Clemens XIV., wodurch die Gesellschaft Jesu aufgehoben wurde. Der Schreiber las dieses vor nebst einer Erklärung des Königs, daß die Jesuiten trotz der vollständigen Aufhebung des Ordens noch ferner im Kerker bleiben mußten. Es war, als wenn der Blitz Alle gelähmt hätte. Einige weinten, Andere seufzten, wieder Andere waren sprachlos, denn sie konnten nicht weinen — Alle waren tief ergriffen. Jedem wurde das Jesuitenkleid ausgezogen, dann konnte man halbgekleidet in den Kerker zurückgehen. In den Zellen fing das Weinen von neuem an. Während diese Männer jammerten, wurde in Lissabon und in der Festung Sct. Julian das Te Deum gesungen! Da erschien der Kommandant, und als er die Patres seufzen und weinen sah, stampfte er zornig mit den Füßen und sagte: „Der König will nicht, daß man wegen Vertilgung des Jesuitenordens weine. Keiner soll ferner seufzen, oder mit nassen Augen sich blicken lassen!“ Die Kinder sollten nicht weinen um die verlorene Mutter, um die Gesellschaft Jesu! Nach und nach bekamen die Priester Gottes Kleider von verschiedenen Farben! sie baten um schwarze Kleider, da sie doch Priester geblieben seien, aber die Bitte ward nicht erhört. Eine noch härtere Gefangenschaft begann. Man beschimpfte die Gefangenen, wo man nur konnte, denn man glaubte jetzt ein Recht darauf zu haben! Im Jahre 1777 starb der König. In seinem Testamente standen drei Punkte:

1. Alle Staatsgefangenen frei zu lassen.
2. Alle Schulden zu zahlen; denn Bombal hatte vielen Beamten den Sold mehrere Jahre nicht ausfolgen lassen.
3. Die Thronfolgerin sollte ein gutes Einverständniß mit Rom unterhalten.

Ueber sechshundert Jesuiten schmachteten noch in portugiesischen Gefängnissen! Der Tag der Erlösung nahte. Am 20. März 1777 kam ein Minister und kündigte Allen die Freiheit an. Eine harte Bedingung wurde hinzugefügt. Jeder mußte zuerst beweisen, daß er draußen ein Unterkommen habe. Deßhalb waren Viele genöthigt, noch längere Zeit im Kerker zu bleiben. In der größten Verlegenheit befanden sich die Ausländer, weil sie nicht wußten und auch nicht gleich beweisen konnten, daß sie in ihrem Vaterlande ein standesmäßiges Auskommen finden würden. Ihre Verwandten waren nach so langer Zeit meistens gestorben. Unter den Ausländern waren zwölf Deutsche. Davon wurden drei nach Köln geschickt. P. Moriz Thoman kam im September 1777 in Wien an, wurde von Geistlichen und Weltlichen freundlich aufgenommen und wählte dann die Stadt Bozen, die ihm von der Jugendzeit her bekannt war, zu seinem Aufenthaltssorte. Er starb im hohen Alter, reich an Tugend und Verdiensten, in der Schule der Leiden, in der Demuth des Kreuzes erprobt.

Wo sich damals nach Aufhebung der Gesellschaft zwei oder mehrere Exjesuiten trafen, da fielen sie sich in die Arme, und erzählten einander die erlebten Leiden und Drangsale. Sie starben bald aus. Aber neue Jesuiten kamen wieder. Dafür sorgte Gott der Herr. Was die sogenannte erste Gesellschaft gewesen und was sie gewirkt, das gehört der Geschichte an. Was die zweite, wiedererstandene noch jetzt in allen fünf Welttheilen ist und wirkt, darüber wird die spätere unparteiische Geschichtschreibung urtheilen. Das Leiden aber ist sowohl der zweiten als der ersten Gesellschaft bis zu dieser Stunde reichlich zu Theil geworden. Darüber hat auch die zweite Gesellschaft sich nicht zu beklagen. Und kommen noch schlimmere Tage, so hoffen wir mit der Gnade Gottes, unserer Väter nicht unwürdig zu sein. Diese waren groß im Leiden. Groß vor Gott. Groß im Angesichte der heiligen Kirche, vor deren Urtheilsspruch sie sich demüthig beugten. Mit dem tragischen Ende eines Jesuiten aus jener tragischen Zeit, wo dem Wirken der Gesellschaft nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes ein: Halt! zugerufen wurde, und eine dunkle Ahnung schlimmer Zeiten durch die Völker ging, sei

die Reihe dieser einfachen Lebensbilder abgeschlossen. Der Jesuitenorden ist nicht aufgehoben, aber die Jesuiten werden vertrieben aus fast aller Herren Länder. Es ist nicht unsere Sache, darüber zu urtheilen. Die Mächtigen der Erde, welche ihre Namen unter die Verbannungsdekrete setzen, müssen es wissen. Der heilige Geist aber spricht durch den Mund des Psalmisten: „Und nun, ihr Könige, verstehet, laßt euch weisen, die ihr Richter seid auf Erden! Dienet dem Herrn in Furcht, und frohlocket ihm mit Zittern! Ergreifet die Zucht, daß nicht etwa zürne der Herr, und ihr zum Untergange gehet vom rechten Wege; wenn in kurzem sein Zorn ausbrennt, dann selig alle, die vertrauen auf ihn.“ Ps. 2, 10—13.